

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1880**

19.12.1880 (No. 51)

# Literarische Beilage

der Karlsruher Zeitung.

Herausgeber: Geh. Archivrath Dr. Fr. von Weech.

Nr. 51.

Karlsruhe, 19. Dezember.

1880.

Inhalt: Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der Bodenseegegend von † Moriz Smelin. III. Vertheidigungsmaßregeln. Die See-Allianz. Die kaiserlichen Befehlshaber. — Joseph II. und Friedrich II. von A. Gädke. III. — Kreuz- und Querzüge durch Holland. IX. Utrecht. — Wolff's Tannhäuser von Theobald Ziegler. — Zur Jahreswende. — Volksbücher von Berthold Auerbach, angezeigt von F. v. Weech. — Bücherschau.

## Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der Bodenseegegend.

Von † Moriz Smelin.\*)

### III. Vertheidigungsmaßregeln. Die See-Allianz. Die kaiserlichen Befehlshaber.

Wir sind dem Gange der Ereignisse vorangeilt. Die Frage ist noch nicht berührt, was denn von Seiten der kaiserlichen Heeresleitung wie der zunächst beteiligten Stände und Städte zum Schutze der Seegegend gethan war und was zur Durchführung des Vertheidigungssystems geschah. Es ist ein klägliches und zugleich widerliches Bild, das sich uns hier entrollt, um so kläglich, je mehr man auf die Einzelheiten eingeht. Ständige kaiserliche Garnisonen lagen, von der zeitweisen Besetzung einiger dieser Orte durch die Schweden abgesehen, in Lindau und Bregenz, in Konstanz und Radolfzell, auf der Mainau und Reichenau. Die höchste militärische Instanz in der Gegend war der Oberst Rudolf von Ossa, Generalkommandant in Tirol und am Bodensee. Nächst ihm kam der jeweilige Gouverneur von Lindau, bis zum Jahre 1634 Oberst König, bis 1640 Oberst Visthum von Eckstädt, nach seinem Tode Graf Wilibald von Waldburg-Wolfegg. Verhältnisse wie Persönlichkeiten konnten nicht unglücklicher zusammenwirken, um die Widerstandsfähigkeit zu lähmen.

Auf dem Papier bestand zwar eine See-Allianz. Allein die Reichsunmittelbarkeit der einen, die nahe an Reichsfreiheit streifenden Privilegien der andern Bundesglieder, die gegenseitige Verstimmung und Verbitterung der meisten Nachbarn gegen einander, auf der andern Seite das harsche Benehmen, die Habgier und die Parteilichkeit der kaiserlichen Befehlshaber ließen es niemals zu einträchtigem und thatkräftigem Handeln kommen.

In Lindau selbst, seit dem 13. Jahrhundert als Reichsstadt anerkannt, hatte sich ein erwünschter Anlaß geboten, kaiserliche Besatzung in die Stadt zu legen. Die eigenthümliche Stellung Lindaus zur kirchlichen Bewegung im Allgemeinen ist bekannt. Im Jahre 1528 war die Reformation vollständig durchgeführt; nur in der Kirche des Stiftes blieb noch katholischer Gottesdienst. Lange schwankte man zwischen Luthers und Zwingli's Lehre. Zu Augsburg hatte Lindau mit Konstanz, Memmingen und Straßburg die Confessio Tetrapolitana übergeben und damit einerseits des Kaisers Ungnade nicht zu befürchten gewußt, andererseits der protestantischen Stände Mißtrauen erregt. In der Stadt selbst hörten die Kämpfe zwischen Zwinglianern und Lutheranern nicht auf. Doch kam es

\*) Diese und noch zwei weitere Fortsetzungen der in Nr. 13 und 15 der Lit. Beil. abgedruckten Aufsätze unseres verstorbenen Mitarbeiters des Archivraths Dr. Smelin haben sich nachträglich noch in seinem literarischen Nachlasse vorgefunden.

1577 zur Unterzeichnung der Concordienformel durch Rath und Geistlichkeit, und der Friede schien hergestellt. Die vom Rathe beschlossene Einführung der Privatbeichte und die Auflehnung eines der Geistlichen dagegen veranlaßte offenen Aufruhr unter der auch über andere Maßregeln des Rathes erbitterten Menge (7. November 1626). Alle Anstrengungen, die Sache beizulegen und Einmischung von außen abzuwenden, waren vergeblich. Eine Untersuchung wurde von Wien aus angeordnet und dem Landkomthur von Allshausen und dem Grafen von Montfort übertragen. Ihr Bericht fiel so aus, wie man in Wien gewünscht haben mochte. Man fand für nöthig, wegen der gefährlichen Sedition und des hochhärgerlichen Tumultes die Bürgerschaft zu desarmiren und eine kaiserliche Garnison in die Stadt zu legen. Am 11. März 1628 rückte diese ein, 700 Mann stark. Zwanzig Jahre lang hatte Lindau unter der Last dieser Garnison, die zuweilen auf 3000 Mann anwuchs, zu leiden; ihr Unterhalt kostete die Stadt monatlich 20,000 fl.; den Aufwand dafür in den 20 Jahren schlug man zu 5 Millionen Gulden an. Von anderen Leistungen und Kontributionen war man dabei keineswegs befreit, und die Kreisgelder sollten unverkürzt eingeliefert werden.

Es war, wie oben erwähnt, zum Abschluß eines Separatbundes unter den Hauptorten am Bodensee gekommen; ein schwächerer und trauriger Versuch, die stolzen Zeiten des alten Bundes der Städte am See wieder aufleben zu lassen. Einst war seine Macht so groß gewesen, daß im Jahr 1441 durch ihn 140 Burgen und Schlösser des Adels gebrochen worden sein sollten. Am 12. November 1632 kam man in Lindau zusammen. Ausgegangen war der Aufruf zu einer »Verständigung unter den am Bodensee gelegenen, noch in kaiserlicher Majestät und respective dero hochlöblichen Erzhauß Devotion verbliebenen Orten«, von dem Gouverneur zu Lindau und von einem Kommissarius der Erzherzogin Claudia. Es war also kein Bund der Städte unter sich allein; nicht völlige Gleichberechtigung wie im alten Seebunde war der Boden für die Vereinbarung, nicht gleiche Interessen hielten die Bundesglieder zusammen. Schon deshalb fehlte es an den Grundbedingungen für gedeihliche Entwicklung und nachhaltige Kraftentfaltung. Jahre lang scheint diese See-Allianz wieder ganz eingeschlummert zu sein, um bei abermaligem Nahen der Feindesgefahr wieder auf's neue zu Papier gebracht zu werden. Die Zahl der bei den einzelnen Stipulationen beteiligten Bundesglieder ist nicht immer gleich. Zeitweise schlossen wohl auch zwei Städte unter sich besondere Bündnisse, wie im Jahr 1637 Konstanz und Ueberlingen.

Conjunctis animis et viribus dem Feinde zu begegnen sollte die Aufgabe der Allianz sein. Zu diesem Zwecke einigte man sich über gewisse Maßregeln. Man wollte es sich angelegen sein lassen, jederzeit unter einander vertraulichen Verkehr

zu unterhalten, Dinge von besonderem Gewicht augenblicklich, bei Tag oder Nacht, den Bundesgliedern zu wissen zu thun. Ueberall sollte gute Wacht gehalten werden. Die Verpflichtung zu gegenseitiger Unterstützung mit Mannschaft, Waffen und Munition wurde bis in's Einzelste geregelt. Für den Unterhalt der Mannschaft hatten die Orte Sorge zu tragen, in denen die Garnisonen lagen.

Auch eine kleine Flottille rüstete man aus. Die Zahl der Schiffe wird verschieden angegeben; im Falle der augenblicklichen Noth wurde die kleine Kriegsflotte durch überallher zusammengebrachte größere und kleinere Schiffe verstärkt, die man mit Geschütz und Mannschaft besetzte. Große Thaten scheint die Bodensee-Flottille, trotz ihres hochstrebenden Namens »See-Armada«, nicht vollführt zu haben. Ihre guten Dienste hat sie ohne Zweifel, schon durch Sicherung des Verkehrs und Truppentransportes, geleistet. Die Schweden hielten es daher für nothwendig, ihr ebenfalls eine Anzahl Schiffe entgegenzustellen. Besondere Erwähnung finde ich der kaiserlichen Flottille nicht häufig gethan. Die auf dem Obersee postirte Abtheilung, im Jahr 1634 12 Schiffe stark, unter dem Befehl des Oberstwachmeisters Weiß, unterstützte mit Erfolg die Ueberlinger Besatzung während der Belagerung durch Horn.

Eine schlimme Aufgabe war die oberste Leitung bei so verschiedenartigen Interessen. Das des Erzhauses Oesterreich zu theilen, welches die kaiserlichen Obersten in erster Linie zu vertreten hatten, berührte nur drei von den Städten näher, die landsässigen, Bregenz, Konstanz und Radolfzell. Aber auch hier war vielfach nur widerwilliger Gehorsam zu finden. In Konstanz war der Stolz des alten Reichsstädters noch nicht ganz unterdrückt. Manches alte Privilegium war der Stadt auch noch unter österreichischer Herrschaft geblieben. In der Bürgerschaft weckten einzelne Vorgänge die Erinnerung an die frühere Reichsfreiheit und Unabhängigkeit auf's neue. So kam es, als die Erzherzogin Claudia Konstanz und Radolfzell mit je einer Compagnie vorarlbergischen Landvolks beim Anrücken Bernhard's von Weimar (1632) besetzen wollte, zu tumultuarischen Auftritten, und die Bürgerschaft widersetzte sich der Landung der ihr unerwünschten Hilfsmannschaft. Unbedingter Gehorsam war überall nur dann zu erlangen, wenn man zur Durchführung der Befehle über die erforderliche Macht gebot.

Von den übrigen Bundesgliedern, der Reichsstadt Ueberlingen, dem Deutschorden und dem Bischof von Konstanz, hatte jedes wieder seine eigenen Sonderinteressen. Aus alten Zeiten stammende Eifersucht wurde durch kleinliche Zwischenfälle neu angefacht. Es war also ein sehr lockeres Band, das die Allianzglieder zusammenhielt.

Von Wien aus erhielten die kaiserlichen Kommissäre nur spärliche Unterstützung. Es bedurfte jedesmal der kläglichsten, oft wiederholten Vorstellungen, um eine bescheidene Unterstützungssumme zur Werbung neuer Mannschaft, zur Beschaffung frischer Munition, zur Anlegung besserer Befestigungswerke und vor Allem zur Herbeischaffung des nöthigen Proviantes herauszuschlagen. Die kaiserlichen Obersten sahen sich also von Amts wegen darauf angewiesen, die Hilfsquellen, die sich ihnen in nächster Nähe boten, so lange auszubeuten, bis nichts mehr zu holen war. Daher die ewigen Auflagen von Proviantlieferungen und unerschwinglichen Kontributionen, die zuweilen unter Androhung von Execution oder mit Gewalt beigegeben wurden. Die Städte und die geistlichen Herren hielten sich an ihren Unterthanen schadlos, so lange es ging; allein die Dörfer entvölkerten sich mehr und mehr; Hunger und pestartige Krankheit raffte die Einen hinweg; die Andern flüchteten sich mit der letzten Habe in die festen Plätze oder in die vom Kriege verschonte Schweiz. Die Felder blieben ungebaut. Man machte zu Geld, was man konnte; kostbares Silberzeug und theure Kleinodien, ehrwürdige Ueberreste aus besserer Zeit, mußten geopfert werden. Man nahm ein Kapital um das andere auf und verpfändete und versetzte Höfe und Herrschaften.

Und wenn man in der schwersten Noth, außer Stande, die Kosten der Einquartierung länger allein zu tragen, den Gubernator in Lindau um Unterstützung aus den dortigen Fruchtvorräthen bat, so war es für diesen ein Leichtes, aus Wien die strenge Weisung zu erwirken, er solle sein Getreide »mit gehöriger Gesparfamlichkeit menagieren« und die Orte am Bodensee zusehen lassen, wie sie den Proviant für ihre Garnisonen selbst austreiben können.

Die rechten Männer für ein rücksichtsloses Auftreten hatte man in Wien zu finden gewußt. Den Oberst v. König kostete seine Nachgiebigkeit gegen die Lindauer Bürgerschaft bald seine Stellung und eine Zeit lang die Freiheit. Um so härter und schonungsloser verfuhr die anderen kaiserlichen Befehlshaber. Am meisten gefürchtet und gehaßt war der Generalkommandant Ossa, »weiterberühmt und wohlbekannt, weil er allen Ständen reißte viel große und manche Boffa« (Poffen, Bürster S. 20 u. 107), falsch und leidenschaftlich, hochmüthig und unersättlich. König's Nachfolger in Lindau, Oberst Bizthum, ist in's Gesicht höflicher, im Herzen aber voll Tücke und Habsucht. Als er im Jahre 1640 stirbt, da trägt der Salemer Mönch die Todesnachricht in seine Chronik ein mit den Worten: »Dem Gott gnad', wenn er will«. Sein Nachfolger, Graf Wolfegg, verfuhr leutseliger und gelinder; was man ihm hauptsächlich vorwarf, war, daß er, selbst kein alter Soldat, im Kriegswesen keine oder wenig Erfahrung besitze und sich durch seine Offiziere regieren lasse. Zudem beschuldigte man ihn der Parteilichkeit zu Gunsten seines Bruders, des Bischofs von Konstanz. Oberst Horrich, 1634 zu Ueberlingen Kommandant, wird als ein stürmischer und eigennütziger Mann geschildert, nur gemacht zum Verderben des Volkes. Den Kriegsbeitrag von Markdorf habe er ohne Weiteres in die eigene Tasche gesteckt. Dem Obersten Grafen Pappenheim, der 1638 die Mainau besetzen sollte, ging übler Ruf wegen seiner in Biberach verübten Willkürlichkeiten und Exzessen vorher. Der Landkomthur sprach denn auch die Vermuthung aus, daß der tiefere Grund für seine hohen Anforderungen an das Haus Mainau in der Erwartung zu suchen sei, daß man ihm persönlich ein tüchtig Stück Geld anbiete.

Alle standen sie im Rufe, daß sie für die Noth des Landes kein Herz haben, während sie selbst sich gütlich thun wollten, seines Zuderwerk und ausländische Weine für ihre Tafel beanspruchten. Oberst Wolfegg will für die seinige alle Rindszungen in Lindau haben, geht dann auf 100 herunter und begnügt sich schließlich mit 50 jährlich. Aufmerksamkeit oder Gleichgültigkeit solchen Wünschen gegenüber konnte von wesentlichem Einfluß auf die Behandlung der Stadt sein. Vollends in feindlich gesinnten Orten, wo man als Sieger eingezogen war. So wird — um den Zusammenhang auf einen Augenblick zu unterbrechen — von Pfullendorf erzählt, die Stadtvorsteher hätten es dort versäumt, dem Feldmarschall Horn, der sich im Februar 1634 einige Stunden auf dem Durchmarsch in der Stadt aufhielt, ihre Aufwartung zu machen; und als er nach Aepfeln verlangte, so sei dem Wunsche aus Versehen oder absichtlich nicht entsprochen worden. Dem Aerger Horn's über die Unachtsamkeit schrieb man den Befehl zu, daß Oberst Plato sämtliche Fruchtvorräthe im Spital wegnehmen mußte.

Nicht besseren Schicksals als die kaiserlichen Befehlshaber waren ihre untergebenen Offiziere. Die Vorlage genauer Verzeichnisse ihrer Mannschaften suchten sie unter allerlei Vorwänden zu umgehen, um von den Stadtbehörden mehr begehren zu können, als sie nach der Kopffzahl für den Unterhalt zu fordern berechtigt waren. Die Soldaten selbst waren frech und gewaltthätig gegen die Bürger. Während die Soldatenweiber das Obst in den Gärten stahlen, erbrachen die Männer Ställe und Keller. Auf öffentlicher Straße wurden die Leute angefallen und beraubt. Kurz es war bald so weit gekommen, daß der Vergleich zwischen Freund und Feind zu Gunsten der Schweden ausfiel, und daß man diese mit ihrer besseren Mannszucht zurückwünschte. In einem

Berichte aus Ueberlingen vom Jahr 1634 an Oberst Ossa hieß es, es sei nun leider dahin gekommen, daß in einem wilden Walde sicherer zu wandeln sei als in der Stadt. Im Jahr zuvor hatte die Mainauer Garnison in Verbindung mit Dragonern von Konstanz einen Einfall in das Ueberlingische Dorf Hagnau gemacht, viele Häuser geplündert und einige Einwohner mißhandelt. Einige Jahre später (1636) wurde ein Ueberlingisches Schiff auf dem See angehalten und die darauf befindlichen Bürger wurden in Haft genommen. Auf die Beschwerde der Stadt bei der Kommende erhielt man die bezeichnende Antwort: die Kommende habe von diesem Wesen gar nichts gewußt und selbst von den Soldaten allerlei Ungerechtigkeiten zu gewärtigen; »und wollten unseres Theiles wünschen, daß sowohl die Herren als auch wir dieses Ueberlasts erlediget wären«.

Es kann unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen, wenn man die Garnisonen so schnell wie möglich los zu werden suchte, sobald die Feindesgefahr weniger drohend schien. Die ständischen Gerechtsame wurden nun geltend gemacht. Die kaiserlichen Befehlshaber kümmerten sich wenig darum. Nach Horn's Abzug von Ueberlingen im Jahre 1634 machte die Reichsstadt die größten Anstrengungen um Befreiung von der drückenden Einquartierungslast. Sie erhielt in der That von Kaiser Ferdinand II. einen Belobigungsbrief und Freiheit von Quartier, Durchzügen, Auflagen, Schanzarbeit u. s. w. Die Kaiserlichen beilieten sich nicht, der *Salva Guardia* nachzukommen. Erst im August 1635 zog der letzte Rest der Garnison ab. Abgesehen von vorübergehenden Durchzügen und Einquartierungen blieb Ueberlingen von da an frei von Truppen bis zu der unglücklichen Katastrophe im Jahre 1643.

Die kaiserlichen Obersten hatten freilich ihrerseits auch Grund genug zu Klagen und Unzufriedenheit. Sie selbst geboten über beschränkte Mittel und Kräfte, an Geld wie an Mannschaft. Ihre Truppen bestanden keineswegs aus lauter alten gebienten Leuten, sondern zum Theil aus zuchtlosem Kriegsvolk. Gerade im Augenblick der Noth fehlte es deshalb vielfach an genügend starker und zuverlässiger Mannschaft. Als im Jahre 1644 Lindau durch die Schweden belagert wurde, erhielt die Kommende Mainau eine Aufforderung um die andere von Oberst Wolfegg, sie solle den auf der Mainau liegenden, zur Garnison Lindau gehörigen Posten sammt Geschütz, Munition und Schiffen nach Lindau zur Verstärkung der dortigen Streitkräfte senden, da an dem festen Lindau ungleich mehr gelegen sei, als an dem kleinen Mainau. Und doch scheint es sich dabei um kaum 50 Mann gehandelt zu haben. Während man die Zeit mit Herüber- und Hinüberschreiben verlor, war der Feind vor der Mainau erschienen und hatte nach schwacher unnützer Gegenwehr die Kapitulation erzwungen. Die ganze Besatzung der Insel hatte aus 30—40 Mann Soldaten bestanden. Der Komthur Hundbiss bot vor dem Anrücken des Feindes, da es namentlich an Bedienungsmannschaft für die Geschütze fehlte, die Ordensunterthanen der benachbarten Orte auf. Obgleich Hundbiss dabei den Bauern mit Niederbrennen ihrer Dörfer drohte, wenn sie sich nicht stellen würden, waren doch nur zwei erschienen, und diese liefen beim ersten Angriff der Schweden davon.

### Joseph II. und Friedrich II.

Von A. Gädcke  
— Heidelberg. —

#### III.

Der russische Besuch setzte die Diplomatie damals außerordentlich in Bewegung; man hätte sehr gerne mögliche Folgen und Verabredungen herausgebracht. Ueber zum Theil widerwärtige Klatschereien kam man aber nicht hinaus; und es ist nur wunderbar, daß auch Riedesel Friedrich den Großen mit dergleichen zu unterhalten sich bemühte, wie über ein angeblihes Verhältnis Josephs zur Großfürstin (15. Dez.,

daß der Kaiser sie des Morgens überrascht habe, als sie noch fast im Hemd war, daß sie von nun an die Thür verriegeln werde u. s. w.) u. dgl. Der Besuch dauerte ziemlich lange und die Belustigungen spielten eine große Rolle dabei. Es mag hier erwähnt werden, daß man in Wien die Absicht hatte, zu Ehren des Großfürstlichen Paares im Nationaltheater — so hieß das Burgtheater damals — den Shakespeareschen Hamlet zu geben, diesen Plan aber fallen ließ, weil der bekannte und berühmte Schauspieler Schroeder bemerkte, die Scene, in der der alte König umgebracht wird, könnte bei den hohen Gästen unliebsame Erinnerungen (bezüglich der Ermordung Peters III. des Großfürstlichen Vaters) hervorrufen. Schroeder erhielt als Entschädigung 50 Dukat. Trotz aller hohnvollen Redensarten Riedesels über den langweiligen Hof Josephs amüßten sich die russischen Gäste übrigens vortrefflich in Wien, denn sie blieben ganze sieben Wochen. Von Politik war anscheinend gar nicht die Rede, obwohl die Eingeweihten eine russenfreundliche Thätigkeit von Kaunitz ahnten. Er arbeite wie immer geräuschlos (*à la sourdine*), hieß es.

Der Besuch des Papstes in der österreichischen Hauptstadt erregte mehr die Neugierde der übrigen Kabinette, als daß man argwöhnisch Gefahren dahinter vermuthet hätte. Daß er um die Osterzeit erfolgte, verlieh dem einzig dastehenden Ereigniß eine um so erhöhte Bedeutung.

Joseph II. sah bekanntlich diesen Besuch sehr ungern, denn er erkannte sofort, daß die kirchlichen Reformen, welche er ins Werk gesetzt hatte, den Papst allein dazu veranlaßt hatten, und war fest entschlossen, dem »Oberhaupte der Kirche nicht die geringste Konzession in dem, was er für richtig erkannt hatte, zu machen und namentlich die staatlichen Rechte der Kirche gegenüber zu wahren. Er gab diesen seinen Gesinnungen in seiner Antwort (11. Januar 1782) auch wiederholten Ausdruck, so daß Riedesel an Friedrich den Großen am 6. Febr. schrieb, der Papst werde nun wahrscheinlich in Rom bleiben, da seine Reise fruchtlos sei. Pius hielt es aber doch offenbar für möglich, daß der Eindruck seiner Persönlichkeit den jungen Fürsten umstimmen könne, oder daß der Enthusiasmus des österreichischen Volkes über diese unerhörte Ehre den Kaiser zu milderer Maßregeln, namentlich den Klöstern gegenüber veranlassen werde. Er lehnte deshalb das Anerbieten des Kaisers, mit ihm in Florenz zusammenzukommen, ab und kam doch nach Wien, was Friedrich den Großen zu der scherzhaften Bemerkung d'Alembert gegenüber veranlaßte, »daß des Papstes Entgegenkommen zur Genüge beweise, daß er nicht unfehlbar sei, und daß das Kaiserthum dadurch für alle affronts der Innocente und Gregors gerächt werde«. Daß G. Wolf kritiklos Gerüchte, wie, daß Friedrich um Joseph Verlegenheiten zu bereiten die Kurie in ihrer Opposition bestärkt habe und deshalb in lebhaftest Korrespondenz mit Pius getreten sei, in sein Buch aufnimmt, spricht nicht für sein historisches Urtheil. Es dauerte sehr lange, bis die Verwunderung über den Entschluß des Papstes sich legte. Noch am 12. Januar schrieb Herzberg an Riedesel: »Ein Besuch des Papstes beim Kaiser würde ohne Zweifel sehr sonderbar sein. Ich glaube auch vorläufig daran zweifeln zu sollen, daß die Reise überhaupt stattfinden werde.« Ja der kursächsische Gesandte am Berliner Hofe, Graf Binzendorf, sagt von der päpstlichen Reise, »sie trage gewissermaßen den Charakter eines Abenteuers«. Wie unglaublich leichtgläubig und schlecht unterrichtet dieser Gesandte war, lehrt eine weitere Stelle desselben Berichtes: »Wenn übrigens der Kaiser darnach strebt, dem Klerus seiner Staaten eine neue Form zu geben, so glaubt man, daß sein Bruder, der Großherzog von Toskana, ganz entgegengesetzte Grundsätze habe. Dieser Prinz ist den alten Grundsätzen anhänglich, man hält ihn sogar für geisteschwach, fast irrsinnig. Wie ich von einem wohl unterrichteten Manne erfahre, gibt er sich ausschließlich religiösen Uebungen hin.«

Joseph selbst schrieb etwas unwillig über den unwillkom-

menen Besuch an seinen Bruder Leopold von Toscana: »Man muß sich förmlich den Kopf zerbrechen, um zu erfahren, was denn eigentlich diese Reise soll. Man kommt immer zu dem Resultate: parturiunt montes.« Während Kaunitz immer so that, als wenn die Sache ganz bedeutungslos sei, fürchtete der Kaiser offenbar irgend eine Unvorsichtigkeit des heiligen Vaters, welche ihn in die peinlichste Verlegenheit gesetzt haben würde. Kaunitz war in Wahrheit auch tief verstimmt über den Besuch. Bei einer Tafel vom 8. März machte er die bissigsten Bemerkungen über das Gefolge des Papstes. Er sagte ganz laut, daß einer der Prälaten zwei Menschen getödtet habe, ein anderer könne weder lesen noch schreiben, der dritte sei Bastard, und der Günstling des Papstes sei Schornsteinfeger gewesen. Joseph aber war zum Aeußersten entschlossen. Ob ihm die Gerüchte, welche herumliefen, daß der Papst, falls er nicht mit seinen Ansichten durchdringe, den Kaiser exkommunizieren werde, zu Ohren gekommen waren, ist nicht ersichtlich. Es sollte nach seiner Ansicht eine jede Kundgebung vermieden werden. »Eine Allocution des Papstes, schrieb er seinem Bruder, in voller Kirche würde eine unglaubliche Scene hervorrufen, denn ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihm Stillschweigen zu gebieten.«

Man war überall und auch in Berlin sehr gespannt, wie die Wiener Bevölkerung sich benehmen werde; über Josephs Verhalten war man, wie aus Herzbergs Depeschen hervorgeht, keinen Augenblick im Unklaren.

Die Begegnung und ihr negatives Resultat sind bekannt. Sehr charakteristisch für die Gesinnung des Kaisers ist die Antwort, welche er den Erzbischöfen von Prag und Breslau ertheilte, als sie anfragten, ob sie sich zum Papst nach Wien begeben dürften: »Wien steht Jedermann frei, der sich nicht in den Fall gesetzt hat, selbes vermeiden zu müssen, also können deren Vorwitz Genüge leisten, Bischöfe herkommen oder ausbleiben, wie sie wollen.« Nicht minder treffend und energisch machte er den Wiener Magistrat auf die Stellung, welche der heilige Vater in seinen Staaten einnehme, aufmerksam. Man fragte städtischer Seits an, ob der Magistrat bei St. Stephan dem Papste die Aufwartung machen solle. Joseph rekrimirte: »Der Magistrat hat mit Ihrer päpstlichen Heiligkeit nichts Anderes gemein, als alle anderen katholischen Christen. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derselbe bei St. Stephan zu erscheinen Gebrauch hatte, hat er auch mit und ohne den Papsten sich zu verfügen; in jenen, wo er nicht erscheint, hat er mit und ohne den Papsten auszubleiben.«

Der Glückwunsch Katharinas II. nach der Abreise des Pontifex, »daß Joseph nun dieser Last entledigt sei«, war dem Kaiser jedenfalls aus der Seele gesprochen. Man verstand sich eben ganz und gar nicht, trotzdem der Papst schließlich, wie Joseph seinem Bruder Leopold schrieb, ihm bezüglich des Toleranzpatentes erklärte, er würde in der gleichen Lage dasselbe gethan haben. Zum preussischen Gesandten aber bemerkte Pius, »er habe die Reise gemacht, um die Rechte der Kirche zu retten, aber man höre weder auf Recht noch Gerechtigkeit, sondern man folge bloß den Launen, ohne die geringste Angelegenheit zu besprechen.« Joseph dagegen schrieb an Katharina: »Ich muß nichts desto weniger aufrichtig gestehen, daß die drei Stunden täglich, die ich regelmäßig verbrachte, um mit ihm über theologische Fragen zu sprechen, über Gegenstände, über welche wir, Jeder von uns, Worte gebrauchten, ohne sie zu verstehen, so daß wir manchmal stille wurden und uns gegenseitig ansahen, da wir uns nicht verstanden, — recht langweilig und odios waren.« Ueber den Besuch des Papstes bei Kaunitz berichtet Niedesfel: »Der Papst kam in den Garten dieses Fürstenministers, um dessen Gemäldesammlung zu besichtigen, und der Fürst empfing ihn und führte ihn durch die Zimmer, den Hut auf dem Kopfe, in Stiefeln mit Sporen, eingehüllt in einen großen Ueberzieher.«

Der Volksenthusiasmus übrigens, auf den Pius gerechnet hatte, blieb ganz aus. Das Volk zeigte sich neugierig, weiter nichts. Nach einigen Tagen nahm man in Wien kaum mehr Notiz von der Anwesenheit des Oberhauptes der Kirche, was den kursächsischen Gesandten und auch Niedesfel zu den unhöflichsten Bemerkungen über die Wiener Bevölkerung veranlaßte.

Von hohem Interesse ist, aus einigen von Wolf benutzten Depeschen dieser Zeit zu ersehen, daß Joseph II. man kann nicht sagen des Deutschen Kaiserthums überdrüssig geworden war, aber sich damals bereits mit dem Gedanken der Errichtung eines österreichischen Kaiserthums trug und eventuell die deutsche Kaiserkrone niederzulegen Willens war. Ganz klaren Einblick in diese Pläne erhält man allerdings nicht.

Der Gedanke taucht zuerst in einer Depesche Peggolds vom 1. Febr. 1783 auf. »Wie es heißt,« schrieb er, »sucht der Kaiser durchaus nicht für einen Prinzen seines Hauses die Würde eines römischen Königs, außer sie würde ihm angeboten; der Kaiser hält überhaupt den Besitz der Kaiserkrone für nicht so wichtig. Er glaubt vielmehr, daß er dadurch in der Ausübung der Privilegien des österreichischen Hauses und derjenigen Absichten, die er sonst als ein mächtiger Regent entwerfen könnte, gestört und aufgehalten werde.« Niedesfel spricht dann am 8. Oktober gleichfalls davon. Wenn man dem Eindrucke, den diese Mittheilungen in Berlin machten, nachforscht, so findet man, daß Herzberg und also wohl auch Friedrich der Große die Sache mit einem gewissen Unglauben aufnahmen. Herzberg meint in seiner Antwort an Niedesfel, die Sache werde doch ihre großen Schwierigkeiten haben; er hielt es für eine Angelegenheit, die Joseph beschäftigen und von gefährlicheren Dingen abhalten werde. Stutterheim, sächsischer Minister, bezeichnet dagegen die Sache als »von höchster Wichtigkeit«; er erklärte die Zustimmung der deutschen Fürsten für nothwendig, da sich die Stellung der Kurfürsten dadurch ändern und der Herzog von Oesterreich den Vorzug unter ihnen beanspruchen werde. Seine Bedenken wurden durch Herzberg leicht beschwichtigt, der ihn auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam machte und betonte, daß damit eine Verzichtleistung auf die deutsche Kaiserkrone verbunden sein müsse. Herzberg wies daneben auf die Eifersucht der Kaiserin Katharina hin, die in der Errichtung eines österreichischen Kaiserthums die Idee eines orientalischen Kaiserreiches finden und sich dem lebhaft widersetzen würde. Man hätte in Berlin so etwas offenbar nicht ungerne gesehen. Doch hielt man die ganze Sache, wie auch Herzberg am 7. Nov. schreibt, für ein »vagues Projekt«. Daß Joseph eine Konsolidirung seiner Staaten nach russischem Muster erstrebte, um namentlich die Administrationsverschiedenheiten der Provinzen in Wegfall zu bringen, hat er wiederholentlich ausgesprochen. Führte er doch 1781 die Bestimmung ein, daß die österreichischen Schiffe nicht mehr die kaiserliche Flagge, sondern eine österreichische weiß und roth, und darunter die ungarische Krone führen sollten. Andere Interessen und Entwicklungen ließen das ganze Projekt sehr bald in den Hintergrund treten. Es trat jene orientalische Krisis ein, deren Verlauf zu Vergleichen mit der heutigen politischen Lage herausfordert. Es liefen (Januar 1783) Gerüchte herum, Oesterreich hätte sich mit Rußland bezüglich einer Theilung der Türkei verständigt. Rußland sollte darnach Bessarabien, die Moldau und Albanien erhalten, Oesterreich Serbien, Bosnien und alle auf dem rechten Donauufer befindlichen Gebiete, während die Walachei unter Potemkin und Griechenland selbständige Staaten bilden sollten. Es waren damals überhaupt über Josephs Pläne und aggressive Politik die weitgehendsten Gerüchte verbreitet, so namentlich, daß er sich Baierns zu bemächtigen beabsichtige. Daneben machten sich Bewegungen im österreichischen Heerwesen und Rüstungen aller Art bemerklich, und Niedesfel rieth in Berlin, »Kompensationen« zu verlangen.

**Kreuz- und Querbügel durch Holland.**

Von Rudolf Medtenbacher  
— München. —

**IX. Utrecht.**

Die zwischen Gelberland sowie Nord- und Südholland gelegene Provinz Utrecht mit der Hauptstadt gleichen Namens trägt den Charakter der drei Grenzprovinzen, je nachdem ihre Theile der einen oder anderen derselben nahe liegen; so liegt Amersfoort noch am Rand der Haidehügel, Utrecht mitten im schönsten Weideland, und zwar am eigentlichen Rhein; der wieder hier einen Arm unter dem Namen Becht der Zuidersee zusendet. Amersfoort ist durch mehrere interessante Kirchen, einen hohen gothischen Thurm, dessen zugehörige Kirche nicht mehr existirt, und durch eine höchst malerische, mehrthürmige gothische Brückenanlage ausgezeichnet.

Utrecht, die älteste unter den größeren und die größte unter den älteren holländischen Städten, ist zugleich eine der malerischsten und interessantesten von ihnen, ihre Anlagen rings um die ehemaligen Wälle und Gräben sind zu jeder Jahreszeit so anmuthig und freundlich, die Baumalleen in den Straßen beiderseits den Kanälen grünen so prächtig, daß man sich immer freut, in der ehrwürdigen Stadt herumspazieren zu können. Utrecht, Trajectum ad Rhenum, Rheinfurt, auf holländisch die „oude Trecht“, alte Furth genannt, war, wie früher erwähnt, der erste Bischofssitz in Holland und wegen seiner schönen Kirchen schon frühzeitig berühmt; es war oft der Sitz der deutschen Kaiser; Konrad II. sowie Heinrich V. starben daselbst, Karls V. Lehrer Adrian Floriszoon Boehens, der 1522 als Adrian VI. auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, ist daselbst geboren.

Was das Aussehen der Stadt sehr eigenthümlich macht, ist der Umstand, daß der Boden 22 Fuß höher liegt, als derjenige des umgebenden Flachlandes; in Folge dessen liegen die Grachten der Stadt sehr tief und die sie einschließenden Perrons, zu welchen Treppen hinabführen, bilden die Zugänge zu vielen Kellern, Magazinen und Gewölben, die unter der Straße angelegt sind; auf diesem Perron wurzeln die alten Ulmen, deren Aeste etwa in der Höhe der Straßen selbst abzweigen, so daß man die Bäume nicht über sich hat, sondern direkt im Schatten ihrer Kronen wandelt. An den tief liegenden Grachten mit ihren vielen gewölbten Brücken entwickelt sich aber ein anziehendes Verkehrsleben, wenn Schiffe ausgeladen werden, andere durchpassieren, die Krähen in Thätigkeit sind, im Sommer Boote beladen mit Blumen und Erdbeeren anhalten etc. Da gibt es Bilder so eigenthümlicher Art, wie sie anderswo fast gar nicht vorkommen.

Utrecht war, wie auch Leiden, lange Zeit hindurch der geistige und künstlerische Mittelpunkt von Holland, von ihm liefen viele Anregungen aus, sowohl auf wissenschaftlichem Gebiete als auch auf dem der bildenden Künste. Die Universität und der Dom bilden gleichsam ein Ganzes, indem sie sich an den schönen gothischen Kreuzgang anschließen; südlich der großartige Dom, von welchem nur noch Chor und Querschiff stehen, sowie in nicht unbeträchtlichem Abstand der hohe Thurm, denn das Schiff des Domes stürzte durch einen furchtbaren Orkan 1674 zusammen. Der Thurm mit seinem bedeutenden Glockenspiel gehört zu den berühmtesten Aussichtspunkten von Holland. Das Innere des Domchores, der noch als ein Werk der kölnischen Schule zu betrachten ist, ziert manches schöne Grabmal oder Schnitzwerk, und vor seiner Zerstörung muß der Schiffbau im Verband mit dem Chor einen mächtigen Eindruck gemacht haben. Außer mehreren für den Architekten interessanten alten Kirchen und Profanbauten zeichnet sich Utrecht durch zwei höchst werthvolle Sammlungen aus, das erzbischöfliche Museum mit seltenen Gemälden und kirchlichen Gegenständen, sowie das städtische Museum im Rathhaus.

Den Senatsaal der Universität schmücken, wie das in Holland Gebrauch war, die Porträts aller Professoren, die jemals

dort lehrten; die Universität war stets der Sitz und Hort des orthodoxen Calvinismus, während sich gerade in Utrecht das Sektewesen mehr als in anderen Städten Hollands ausgebildet und erhalten hat; anziehend sind diese kalten, strengen Leichenbitter-Gesichter der ehemaligen Perlen der Wissenschaft nicht, die da versammelt sind, und für die jetzt lebenden Professoren mag es eine gute Mahnung wie ein memento mori sein, sich die Zweifelhaftigkeit der Dauer lokalen Gelehrtenruhms stets vor Augen zu halten; wer spricht noch von diesen ehemaligen Helden der Gelehrsamkeit, die wie olympische Götter auf uns von den Wänden herabschauen? Die Sitte aber, daß Hochschulen, Rathhäuser etc. die Porträts ihrer Rektoren, Professoren, Bürgermeister zu ewigem Gedächtniß für die Nachwelt anfertigen lassen, ist ein schöner, nachahmenswerther Brauch; ihm dankt die frühere Porträtmalerei in Holland ihre hohe Bedeutung, ihren Aufschwung. Aber nach dem Leben, nicht nach Photographien und Todtenmasken müssen die Porträts gemalt werden, wie das allmählich Gebrauch wurde; die Kosten solcher Porträtgalerien belaufen sich meistens nicht allzu hoch, da sie sich auf eine Reihe von Jahren vertheilen. Einen würdigeren Schmuck als solche Porträtsammlungen kann man einem Sitzungs-, Rath- oder Parlamentsaal kaum angedeihen lassen.

Utrechts Stolz ist die Maliebaan, eine 1000 Schritt lange achtfache Allee prächtiger Linden, die um ihrer Schönheit willen von Ludwig XIV. gerettet wurde, als seine Heere in Holland schonungslos zerstörten, was sie nur kosteten.

So haben wir denn in Gedanken und im Fluge Holland bereist und über alle seine Provinzen, bis auf eine, dem Leser einige Mittheilungen gemacht. Nun wird er sich erwarten, das Beste käme zuletzt und dieses Beste sei wohl die Provinz Südholland mit der Residenzstadt, dem Haag und seinem Scheveningen. Der Leser möge sich aber an den früher von mir ausgesprochenen Plan erinnern, über Holland selbst einen kurzen Ueberblick zu geben und erst am Schluß auf die Hauptstadt Amsterdam zurückzukommen, von da aus einige Excursionen in die nähere und weitere Umgebung, darunter die Residenzstadt, den Haag mit seinem Scheveningen zu unternehmen und einige Betrachtungen anzuknüpfen, welche sich zwar wohl im Verlauf unserer Kreuz- und Querbügel durch das seltsame Land hätten vorbringen lassen, die aber vielleicht zuletzt erwünschter erscheinen, gleichsam als Schlußtableau der ganzen Reihe von Schilderungen und als Schlüssel zum Verständniß mancher Verhältnisse, die im Vorbeigehen berührt wurden. Es geht vielleicht manchem Leser ebenso wie mir, Anfangs ist das Interesse an der Sache selbst zu rege, die Neugier nach dem, was zu sehen und in sich aufzunehmen ist, zu lebhaft, als daß man durch Reflexionen über das noch Kommende gestört sein will.

**Wolff's Tannhäuser.\*)**

Von Theobald Ziegler  
— Baden. —

Wolff's Tannhäuser ist ein Epos voll Schönheit und Poesie. Aller Glanz und Schimmer, alle Herrlichkeit und Farbenpracht des ritterlichen Mittelalters in seiner Blüthezeit wird in demselben vor uns ausgebreitet, und darum wer Sinn und Empfänglichkeit hat für diese reiche, romantische, blühend schöne Welt, der wird dem Dichter des Tannhäuser gerne und mit Begeisterung sein Ohr leihen. Die Zeit der Hohenstaufen, die erste Blütheperiode unserer deutschen Literatur, die herrlichen Gestalten jener Heldenkaiser, die bekannten Freunde der ritterlichen Sängere, die Fürsten von Oesterreich und von Thüringen, die Dichter Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide, das Ritterthum

\*) Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtbildung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaut. 2 Bde. Berlin. G. Grote'sche Verlags-Buchhandlung. 1880. Geb. 8 M.

und seine Ehre, die Minne und ihre Formen voll hoher Schönheit und Anmuth und daneben wieder voll Absonderlichkeiten und nicht ohne sittliche Auswüchse bedenklicher Art, das Heer der Spielleute und an ihrer Spitze der Fiedelvogt Spervogel — alles das und noch vieles andere mehr tritt uns hier in voller Anschaulichkeit entgegen, und es ist eine kundige Hand, die dieses farbenreiche Gemälde entworfen hat. Daher hat denn auch ein Kritiker den Tannhäuser verglichen mit den bekannten egyptischen Romanen von Ebers. Aber ganz mit Unrecht: denn bei Ebers ist die Gelehrsamkeit die Hauptsache und die Poesie zur Dienerin einer popularisirenden Wissenschaft erniedrigt. Bei Wolff dagegen ist die Poesie die Hauptsache, die durch das solide Wissen des Dichters nicht verloren hat, sondern reicher geworden ist. Nur einmal — in »Rom« — würden wir auf die ganze Schilderung und Beschreibung gerne verzichten, aber lediglich deshalb, weil gerade einem mittelalterlichen Ritter die archäologischen Gesichtspunkte ferne liegen mußten, die der moderne Dichter hier hereingetragen hat.

Aber wo bleibt Tannhäuser selbst, der Held des Epos? Deutet nicht eben das, daß wir so spät erst seiner gedenken, auf einen gewissen Mangel der poetischen Gestaltung hin? Es ist nicht zu läugnen, daß man hier und da das Gefühl hat, als trete Tannhäuser allzu schwer in den Hintergrund, daß es Partien gibt, wo für ein Epos — um mich des landläufigen Ausdrucks zu bedienen — »nicht genug geschieht«. Aber im Großen und Ganzen ist Tannhäuser doch wirklich und wahrhaftig der Held der Dichtung, seine bekannte Geschichte der Stoff, den Wolff durch eigene Thaten noch bereichert und interessanter gemacht hat: von seiner frühesten Jugend an auf Schloß Kürnberg, sein kühner Streich zur Befreiung des gefangenen Richard Löwenherz, sein Aufenthalt in der Klause des Einsiedlers und im Stift zu Abanunt, sein Eintritt in die Welt, seine Ritter- und Sängerefahrten, seine vielen Abenteuer mit dem Schwert und bei den Frauen, der Sängerkrieg auf der Wartburg, vor Allem dann seine Jugendliebe zu Irmgard, das Wiederfinden und das Scheitern der Hoffnung, hier bei ihr der Minne auf den Grund zu sehen, seine Verzweiflung, die ihn hineintreibt zu Frau Venus in den Hürselberg, seine vergebliche Pilger- und Bußfahrt zum Papst nach Rom und endlich seine Rettung aus eigener Kraft, dadurch, daß er sich aufrafft und auf dem Schlosse seiner Jugend, auf dem Kürnberg, zum großen, zum Dichter des Nibelungenliedes wird — das ist doch des Interessanten genug. Und die Einheit der Idee wird gewahrt durch das Suchen des Ritters nach der Minne in ihrer höchsten Form, in ihrem tiefsten Grunde. Aber er findet sie nicht, weder am Minnehof zu Avelenz, wo ihm ihre sinnliche Seite zum Bewußtsein kommt, noch auf Burg Eben bei Otta, dem naiven Kinde der Natur, nicht am Hof der Babenberger bei Zukunde, die ihn verräth, nicht in Venedig bei Ricchezza, die keine Psyche ist und keine hat. Und wo er sie finden könnte, bei Irmgard, da reizt ihn eigene Schuld, der wilde Drang des Herzens weg, tief hinab zu Frau Venus in den Hürselberg, wo er sie erst recht nicht finden kann. Aber was sucht denn eigentlich der Tannhäuser in und hinter der Liebe? Die Reflexion doch gewiß nicht, wie jener selbe Kritiker, den ich schon einmal angeführt, tadelnd meint. Wir kennen es aus Faust: es ist jenes ewige Sehnen des Menschengewisses, das ewig ungestillt bleibt, das unendliche Befriedigung sucht in endlicher Lust, die Unendlichkeit selbst fassen möchte mitten in der Endlichkeit. Im Tannhäuser, diesem Repräsentanten mittelalterlichen Minnesängertums, mußte es die Gestalt annehmen, daß er Minne sucht und nirgends Minne findet.

Endlich auch ein Wort über die Form: Es ist eine Dichtung voll Poesie, hoher, herrlicher Poesie: wie im rein Epischen, wo das schon gerühmte farbenbunte Gemälde der Welt und Zeit den Schimmer und Glanz erhöht, so ganz besonders noch in den lyrischen Gedichten, die in verschwenderischer Fülle dazwischen gestreut sind, Minnelieder in modernem Gewande,

Berlen vollendetster Lyrik, wie vor Allem das herrliche Lied des besiegten Tannhäuser beim Sängerkrieg:

Es kam auf blauen Wogen einsam auf seiner Bahn  
Von Sünden hergezogen ein ritterlicher Schwan.

Und dazu die Schönheit der äußeren Form, die Glätte und Reinheit der Verse, denen der Verfasser ab und zu — N. Wagner könnte hier unendlich viel lernen! — in zartester, feinsten Weise die Alliteration beimischt, so fein, daß sie nirgends aufdringlich wird, aber doch den Wohlklang der Verse, die Musik der Sprache vermehrt, die plan- und stilvolle Abwechslung der Maße, die dezente Einstreuung mittelalterlicher Worte und Formen. Endlich — the last, not least — der köstliche Humor, der überall am rechten Ort so schalkhaft hervorlugt: man lese z. B. den herrlichen Brief des Klosterbruders Frutus, worin er seinem »Tannhuserum« mittheilt, daß der Steden des Papstes Blätter und Blüten getrieben; oder an den biederem Rath des überhaupt meisterhaft gezeichneten, unendlich liebenswürdigen Fiedelvogts, wie sich Tannhäuser die Bußfahrt nach Rom ersparen könne. Kurz — Wolff's Tannhäuser ist eine ganz herrliche Dichtung, die an einzelnen Stellen vielleicht gekürzt werden dürfte, die wir aber am Schluß doch mit dem Bedauern aus der Hand legen, daß der Genuß des ersten mächtigen Eindrucks nun abgeschlossen hinter uns liegt.

### Zur Jahreswende.\*)

Das Buch, dessen Erscheinen wir bereits in Nr. 47 dieses Blattes mit einigen Worten angezeigt haben, liegt nun vollendet vor. Es ist der Deutschen Kaiserin Augusta gewidmet mit den Worten: »Ernst zu scheiden aus dem endenden Jahr, ernst zu treten in das beginnende Jahr. — das war Dein Sinn und Beispiel. Daher gehören diese Blätter Dir. Es reichte Erinnerung sie an Dankbarkeit, in betendem Herzen bewahrend die Zeiten der Vergangenheit.« Dies möge genügen, um anzudeuten, wem das Werk seine Entstehung verdankt. Dasselbe enthält 6 Abschnitte. In dem ersten: »Hausandacht« ist mit entsprechendem Inhalt eine einfache Anleitung gegeben, wie der Uebergang aus einem Jahre in's andere im häuslichen Kreise mit ernsten und religiösen Gedanken geweiht werden kann. Der folgende Theil: »Zur Hausandacht« bietet in reicher und treffender Auswahl eine größere Anzahl von Segenssprüchen, Liedern, Bibeltexten, Betrachtungen und Gebeten, welche je nach Bedürfniß, Lage und Stimmung benützt werden können, um den Rahmen der ersten Abtheilung manchfaltig auszufüllen und zu beleben. Wir begegnen hier unter Anderen den Namen von Gerhardt, Schmold, Gellert, Hardenberg, Arndt, Wackernagel, Spitta, und wieder von Gerock, Doll, Frommel, so daß Alles und Neues aus dem Schätze der Erbauungsliteratur verbunden ist, jeden Suchenden Geeignetes finden zu lassen. Die dritte Rubrik: »Gedichte« und die vierte: »Erzählungen, Gleichnisse, Märchen, Abhandlungen« enthalten auch eine Reihe von bisher noch ungedruckten Beiträgen. Ohne einen spezifisch erbaulichen Ton anzuschlagen, geben diese Stücke dem Leser und Hörer eine Fülle sinniger, anregender, erhebender und erfrischender Gedanken; sie treten mehr oder weniger in Beziehung zur Jahreswende, lassen aber das Buch auch für andere Zeiten als einen willkommenen Begleiter erscheinen, entsprechend dem vorgedruckten Motto: »Alles ist Uebergang der Heimath zu.« Wer sich endlich in flüchtiger Stunde mit einem kurzen, kernigen Sprüche ausrüsten will, wer sich für schwere und schmerzliche Erlebnisse Stärkung und Trost holen will, findet auch hierfür im 5. Abschnitte und im Anhang des Buches anmuthende Worte und herzliche Ansprachen.

\*) Zur Jahreswende. In Wort, Spruch, Betrachtung und Gebet ein Freund und Begleiter bei der Scheidestunde des Jahres. Karlsruhe. Ch. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. 1881. In Leinwand gebunden 2 M. 40 Pf., mit Goldschnitt 3 M. 40 Pf.

Wie oft haben wir in traulicher und fröhlicher Gesellschaft, unter Familiengliedern, Freunden und Bekannten das lebhafteste Gefühl, daß einige schöne und erhebende Akkorde, welche Geist und Gemüth innerlich anfassen, uns und unserer Umgebung erwünscht und wohlthuend wären, den geselligen Verkehr nicht störend, vielmehr seinen Genuß frischer und werthvoller gestaltend. Aber es fehlt uns der richtige Ton, das bezeichnende Wort, oder wir scheuen uns, ein Thema anzuschlagen, für dessen Klang und Nachklang uns doch Alle dankbar wären. Diese Beobachtung machen wir immer wieder, nicht bloß in der Neujahrnacht. Aber sie drängt sich uns besonders in Momenten auf, die zur Sammlung und Einkehr, zur Abwägung unseres vergänglichem und dauernden Bestandes treiben.

Wir wüßten kaum ein Werk zu nennen, welches für solche Zeiten und Stimmungen geeigneter wäre, den richtigen Ausdruck an die Hand zu geben, als das vorliegende. Die gewöhnlichen und allbekanntesten Geleise solcher Sammlungen verlassend, bietet es viel Neues und Interessantes. Dabei ist es aber doch für Jeden, weß Standes und Geschlechtes er sei, in stillen Stunden wie ein mitfühlender Freund, und es wird, als eine Gabe der Liebe Jemand dargeboten, das Band befestigen und weihen, welches treue Menschenherzen in der Nähe und Ferne vereinigt. Inhalt und Ausstattung machen das Buch besonders passend zu einem Geschenk auf das Weihnachtsfest, dessen Lichterglanz auch noch hinüberleuchtet in die »Jahreswende«.

**Vollsbücher von Berthold Auerbach.\*)**

F. v. W. Wer jemals selbst den Versuch gemacht hat, in volksthümlichem Tone zu schreiben, der weiß, daß dies nicht nur überaus schwierig ist, sondern daß dazu eine ganz besondere und eigenartige Begabung gehört. Vollständige Beherrschung des Stoffes, den man behandelt, absolute Herrschaft über die Sprache, tiefes Verständniß für Sinnes- und Denkungsart und Auffassungsvermögen Derjenigen, für welche man schreibt — das Alles muß zusammenkommen, wenn man den Volkston treffen will. Das Alles besitzt Berthold Auerbach im höchsten Grade, und dazu ist er ein Dichter; seine Phantasie ist bei seiner Arbeit eben so thätig als sein Verstand, sein Gemüth eben so sehr betheilig als sein Geist. Das Sentenziöse, das Lehrhafte, welches seiner Produktion überall eigen, ist hier ganz besonders am Plage und sein reger Sinn für die großen Fragen der Zeit, sein Interesse an allen Problemen, die das öffentliche Leben bewegen, macht sich in der intensivsten Weise geltend. Hundert größere und kleinere Erzählungen, die in einer langen Reihe von Jahren entstanden, neben älteren aber auch ganz neue Stücke, die eigens für diese Sammlung geschrieben sind, finden wir hier vereinigt, von den ersten Meistern illustriert, von A. Viefelsfeld's Hofbuchhandlung sehr hübsch ausgestattet: ein Volksbuch und ein Familienbuch, ein »Schatzkästlein«, das sich — und das ist kein geringes Lob — ebenbürtig den volksthümlichen Geschichten an die Seite stellen darf, mit denen einst Joh. Peter Hebel unser Volk beschenkt hat. Möge Berthold Auerbach's Volksbüchern eben so großer Erfolg und eben so dauernde Beliebtheit beschieden sein.

**Bücherschau.**

**Die Geschichte des Kölner Doms.** Von Dr. phil. Friedrich Frhrn. Goeler von Ravensburg. Heidelberg. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1880. 80 Pf.

Diese kurze, aber inhaltreiche Schrift gewährt ein klares, anschauliches Bild der Geschichte des Dombaues in seinen verschiedenen

\* Deutsche illustrierte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit 400 Bildern nach Originalzeichnungen. 3 Bände. Karlsruhe. A. Viefelsfeld's Hofbuchhandlung. 9 M. geb. 12 M.

Entwicklungsphasen. Recht verdienstlich ist das wissenschaftliche Eingehen auf die Controverse über die Einheitlichkeit des Bauplans; ob nämlich im Jahre 1247 der Grundplan des ganzen Baues entworfen worden sei oder ob man damals bloß den alten Bau durch einen prachtvollen Chor vergrößert habe, während Plan und Beschluß des übrigen Baues erst in's beginnende vierzehnte Jahrhundert fielen? Diese Controverse wird allerdings für Laien ein geringeres Interesse gewähren, als für den tiefer Eindringenden. Der Verfasser beleuchtet die dankenswerthen Bestrebungen der Romantiker, welche die Aufmerksamkeit wieder auf die Baudenkmale des Mittelalters gelenkt und denselben zu richtiger Würdigung und Verehrung verholfen haben; besonders das unvergängliche Verdienst Sulpij Boissieré's, der durch sein großartiges Werk über den Kölner Dom (1831) vor allen andern Forschern unserer Nation Verständnis, Liebe und Interesse der Deutschen für ihre alte, ehrwürdige Baukunst wiedererweckte.

Der warme Ton patriotischer Gesinnung und idealer Kunstbegeisterung, der aus der Schrift spricht, berührt wohlthuend. — dt. Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin. R. Dppenheim. 1881. Geb. 5 M.

Es ist kein Zweifel: wir haben in Fitger eine der originellsten Dichtergestalten vor uns, welche die neuere Zeit hervorgebracht. Dies zeigt sich wieder recht in seiner neuesten Gedichtsammlung »Winternächte«. Auch hier ist, wie schon in der ersten Sammlung »Fahren des Volk«, der Grundton der dichterischen Stimmung: tiefpessimistische Auffassung, die auf den Leser mächtig ergreifend einwirkt. Die Klänge, die in den »Liedern vom Maurergesellen« und den »Liedern« angeschlagen werden, kommen aus tiefstem Herzen und wissen wiederum ihren Weg zum Herzen wohl zu finden. Gedankenschwere, tief-ergreifende Dichtungen enthält die »Sphinx atropos«. Das Schönste aber bietet uns der Dichter in seinen »Balladen«. Das sind wahre Prachtstücke, die sich nur mit dem Besten vergleichen lassen, was Alt-England in dieser Hinsicht hervorgebracht. An die Balladen schließt sich die reizende Erzählung »Der Meisterdieb« an und den Schluß bilden die »Ibyllen« und »Gelegentliches«. In sämtlichen Dichtungen ist die Form meisterhaft gehandhabt. Nach dieser neuesten Leistung wird wohl kaum mehr darüber ein Zweifel sein, daß wir in Fitger einen Dichter von Gottes Gnaden begrüßen dürfen. A. S.

**Altenglische Theater,** herausgegeben von Rob. Pröfl. Leipzig. Bibliographisches Institut. 2 Bde. Geb. 6 M.

Noch immer sind neben den mit ihnen engerverwachsenen Dichtungen Shakespeares die zeitgenössischen englischen Theaterstücke wenig bekannt, und doch eröffnen sie vielfach das rechte Verständniß Shakespeares und bieten im Einzelnen bedeutende Schönheiten. Diese Stücke lassen manche Eigenheiten des großen Briten, wie die Häufung der Nordscenen u. s. w., aber auch Manches in den Lustspielen als die gewohnte Tradition der damaligen Bühne erkennen, und so erscheint die oben genannte Sammlung als recht erwünschtes Supplement zu Shakespeares Werken. Sie enthält »Die Spanische Tragödie« von Kyd, welche manche Berührungspunkte mit Hamlet zeigt, Marlowe's »Eduard II.« und das mordreiche Nachstück »Vittoria Corombona« (der weiße Teufel) von Webster. Dann aber auch zwei heitere, lebenswürdige Lustspiele »Perkin Warbeck« von Ford und Massingers »Herzog von Florenz«. Die Uebersetzungen lesen sich außerordentlich fließend und verständlich, die Einleitungen sind gründlich und präzis und die Ausstattung vortrefflich. 3.

**Annuth und Würde in der alttestamentlichen Poesie.** Ein Vortrag von Fr. Bätthgen. Kiel. Lipsius und Tischer. 1880.

Unter Voraussetzung des Zugeständnisses, daß die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung des alten Testaments auf religiösem Gebiete liege, erklärt der Verfasser doch auch ästhetische Betrachtung desselben in befonnener, kirchlich vorsichtiger Weise für berechtigt und weist die hohe poetische Schönheit desselben besonders an einzelnen Psalmen, Hiob und dem Hohen Liede zum Theil durch geschmackvolle Uebersetzungen überzeugend nach. Wenn er für diese Uebersetzungen nicht nur den metrischen Rhythmus, sondern auch den Reim verwendet, so wirkt das wenigstens auf manche Leser gewiß sehr wohlthätig, zumal er doch dem Grundtexte streng getreu bleibt. Ueberaus wirkungsvoll ist die Uebersetzung des 29. »Psalms«, eingehend und geschmackvoll das Hohe Lied behandelt. 3.

Empfehlenswerthe Festgeschenke  
aus dem Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

**Die vier Evangelien** übersetzt und erklärt von Emil Bittel. Zwei Theile.  
Preis: Elegant gebunden in zwei Bände in Leinwand mit Golddruck und Goldschnitt M. 11.—  
dto. in einem Band dto. ohne Goldschnitt M. 9.50.  
dto. dto. mit Goldschnitt M. 10.50.

**Badische Biographien** herausgegeben  
von Dr. Friedrich von Weech. Geh. Archiv-  
rath am Großherzogl. Bad. General-Landesarchiv.  
2 Bände. 8°. Preis M. 19. 80.

**Badische Sagenbilder** in Lied und  
Reim von Eduard Brauer. 8°. Elegant  
gebunden in Leinen mit Golddruck. Preis:  
M. 3. 25.

**Rheinschwäbisch.** Gedichte in mittelbadischer Sprachweise von Lud. Eichrodt.  
Verfasser des „Weiland Gottlieb Biedermaier“, der „Wanderlust“ u. A. Zweite Auflage. 16°. Elegant gebunden  
in Ganzleinen mit Golddruck und Goldschnitt. Preis 2 M. 80 Pf.

**Evangeline.** Eine Erzählung aus Aka-  
dien von Henri Modsworth Longfellow.  
Aus dem Englischen übersetzt von Eduard Rickes.  
Zweite Auflage. 16°. EL. geb. mit Goldsch. M. 2.40.

**Eine Osterfeier.** Predigten u. Neben  
von A. W. Doll, Prälat. Preis elegant ge-  
bunden in Goldschnitt M. 2. 20.

**Die Entstehung der Bibel** von Emil Bittel, Dekan. Dritte gänzlich umgearbeitete Auf-  
lage. Preis elegant gebunden in Leinwand M. 2. 10.

**Zwei Shakespeare-Vorträge.**  
Gehalten zu Gunsten des Bad. Frauenvereins  
von Otto Devrient. Class.-Form. Preis eleg. geb.  
in Leinwand mit Goldschnitt M. 3. 50

**Rings um die Jungfrau.** Lou-  
ristenblätter aus dem Berner Oberland und  
Oberwallis von Emil Bittel. Preis elegant  
gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 4 M.

**Goethe's Faust** als Mysterium in zwei Tagwerken für die Bühne eingerichtet  
von Otto Devrient. Zweite, durchgesehene Auflage. Class.-Format. Fein gebunden in Leinwand  
mit Golddruck. Preis M. 2. 50.